



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2012

Wittgenstein und die Sprachpolizei

Adler, Joachim

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-69634>
Conference or Workshop Item
Accepted Version

Originally published at:

Adler, Joachim (2012). Wittgenstein und die Sprachpolizei. In: 35. Wittgenstein-Symposium, Kirchberg am Wechsel, 5 August 2012 - 11 August 2012. Österreichische Ludwig-Wittgenstein-Gesellschaft, 13-15.

Wittgenstein und die Sprachpolizei

Joachim Adler

Dass philosophische Probleme auf sprachliche Verstrickungen zurückzuführen und auf diese Weise aufzulösen sind wie „Knoten in unserem Denken“ (Z: §452), sorgt auch heute noch für Unmut. Seit Jahrzehnten sind es im Wesentlichen dieselben zwei Einwände, die gegen diese Methode Wittgensteins – und mit Abstrichen auch Austins – vorgebracht werden. Der erste unterstellt ein Missverständnis über das Wesen der Sprache. Für ein dynamisches System, wie es die Sprache ist, liessen sich kaum statische Regeln aufstellen – und schon gar nicht könne ihr steter Wandel aufgehalten oder auch nur gelenkt werden. Und hier knüpft der zweite Einwand an. Selbst wenn es möglich ist, eine Grammatik im Sinne Wittgensteins aufzustellen, so wäre es doch verfehlt, damit eine eigentliche Sprachpolizei zu installieren, die der Philosophie selbst und ihren Nachbar-disziplinen vorschreibt, wie über die zu behandelnden Probleme zu reden sei. Eine solche Praxis wäre nicht nur eine Verfälschung der Auffassung Wittgensteins über das Wesen der Philosophie, sondern ihrer überhaupt auch ungebührlich.

Im Folgenden werde ich diese beiden Einwände zurückweisen und zu zeigen versuchen, warum ich sie für verfehlt halte. Dem ersten Einwand, wie er in jüngster Zeit wieder etwa von Daniel Dennett gegen Peter Hacker vorgebracht worden ist, liegt folgende Behauptung zugrunde: Was wir als begriffliche Verwirrung ansehen und lösen wollen, ist vielleicht gar kein philosophisches Problem, sondern einfach die Folge eines Bedeutungswandels. Denn dass sich die Bedeutungen im Laufe der Zeit ändern können, ist schliesslich hinlänglich bekannt und lässt sich nicht einfach durch konservativen Sprachgebrauch verhindern. Dennett hält es denn auch für schwierig zu entscheiden, ob im Satz „The cat climbed down the tree“ (Dennett 2007: 84) die Regeln für den Gebrauch des Verbs *to climb* verletzt wurden. Die Linguistik, so Dennett, enthalte sich hier eines Urteils. Aber damit begibt er sich ebenso auf linguistisches Glatteis wie Hacker, den er dafür kritisiert. Denn es ist aus linguistischer Sicht überhaupt nicht schwierig zu beurteilen, was mit

diesem Verb geschehen ist (vgl. Wierzbicka 1990: 363ff.). In dem zitierten Satz wurde keine Regel *verletzt*, sie hat sich nur im Laufe der Zeit *verändert*. *To climb* ist verwandt mit dem deutschen *(er-)klimmen*, das tatsächlich nur eine Aufwärtsrichtung wiedergeben kann. Und ohne Adverb entspricht das englische Verb auch heute noch dieser Regel: „The cat climbed the tree“ heisst, dass die Katze den Baum erklommen hat und jetzt oben ist und nicht unten. Ohne Erweiterung entspricht *to climb* also genau unseren *erklimmen*, während es aber mit der adverbialen Erweiterung *down* ‘(abwärts-)klettern’ bedeutet. In diesem Fall wurden die Gebrauchsregeln lediglich erweitert. Ähnliches lässt sich auch an Beispielen zeigen, die weit weniger harmlose Bedeutungsentwicklungen durchlaufen haben als *to climb*. So mündet etwa das lateinische *tutari* ‘schützen’ im französischen *tuer* ‘töten’, was die Sprachwissenschaft aber durchaus plausibel erklären kann. Der Bedeutungswandel ist kein Hindernis für die Begriffsklärung, sondern ein Argument für die Nützlichkeit dieser Methode. Denn der Bedeutungswandel ist trotz all der erstaunlichen Wortgeschichten kein *quodlibet*. Bedeutungen springen nicht, der Wandel vollzieht sich vielmehr schrittweise und ist darum nicht immer, aber doch oft nachvollziehbar und erklärbar. Natürlich bleiben noch viele Bedeutungsentwicklungen rätselhaft oder sind nur mit gewagten Hypothesen nachzuvollziehen. Gleichwohl kann die historische Semantik mit hoher Sicherheit sagen, was *nicht* passiert sein kann. Es lassen sich auch mit aller Vorsicht kaum Prognosen wagen, wie sich die Bedeutung eines Worts entwickeln wird. Aber eher noch ist absehbar, wohin die Bedeutung *nicht* gehen wird. Dennett will mit dem Verweis auf alltägliche Umdeutungen zeigen, dass wir Verben wie *denken* oder *urteilen*, die ehemals dem Menschen und ihm Ähnlichen vorbehalten waren (vgl. PU: §281), durchaus auch auf Computer und Gehirne anwenden könnten, wenn sich im Laufe der Zeit das Anwendungsmuster dieser Ausdrücke entsprechend entwickle. Aber er vermischt damit zwei verschiedene Sprachwandelprozesse, nämlich den ungesteuerten Bedeutungswandel und die expressiv motivierte Bedeutungsübertragung, wie wir sie bei Metaphern und Metonymien finden, die sich gefestigt haben. Entgegen der so häufig angetroffenen Benennung handelt es sich bei Sätzen des Typs „Das Gehirn denkt, dass p“ übrigens nicht um eine Metapher, sondern um eine Metonymie, da hier von einem Teil ausgesagt wird, was eigentlich nur vom Ganzen ausgesagt werden kann. Nun handelt es sich dabei aber nicht um ein Sprachwandelphänomen, das sich einfach so ergeben hat, wie Dennett es darstellt; vielmehr scheint sich hier eine Redeweise zu verbreiten, deren Etablierung wir fördern oder verhindern können. Aus der Einsicht der modernen Linguistik, dass

Sprachwandel kein Verfallsprozess ist und sogenannte Fremdwörter nicht den Untergang der abendländischen Kultur bedeuten, folgt allerdings nicht, dass wir jeder semantischen Neuerung gleichgültig gegenüberstehen sollten. Eine metonymische Übertragung kann dort Abhilfe schaffen, wo wir zuvor über keinen passenden Ausdruck verfügten oder die bestehenden nicht das wiedergeben, was wir wollten. Jene neurowissenschaftliche Metonymie von Mensch und Gehirn aber erklärt nichts, sondern verwischt wesentliche Unterschiede zwischen dem Besitzer und dem Vehikel einer Fähigkeit. Ein Verständnis der hier beteiligten Sprachwandelprozesse kann helfen, solch unglückliche Trübungen zu vermeiden.

Damit kommen wir zum zweiten Einwand, denn diese Art von Sprachkritik erinnert manche an eine Art „Sprachpolizei“, die streng über den Gebrauch der philosophischen Terminologie wacht und Verwendungen verbietet, einschränkt und gegebenenfalls die Regelbrecher mit dem Prädikat der Unsinnigkeit bestraft. Diese „Sprachpflege“, so die euphemistische Selbstbezeichnung, ist durchaus kein neues Phänomen:

„Unter den Modewörtern, die jetzt im Schwange sind, ist [*bedingen*] wohl eines der widerwärtigsten. Es kann alles bedeuten und – gar nichts [...]. Die einen brauchen das unpersönliche bedingen in dem Sinne von: *zur Voraussetzung haben*. A bedingt B – das heisst: A hat B zur *Voraussetzung* [...]. Das ist die einzig vernünftige und berechtigte Anwendung des Wortes. Nun brauchen aber andre das Wort in dem Sinne von *bewirken* [...]. A bedingt B – das heisst dann: A ist die *Ursache von B* [...]. Man übertreibt nicht, wenn man unsern gegenwärtigen Gebrauch von bedingen etwa so bezeichnet: wenn der Deutsche eine dunkle Ahnung davon hat, dass zwei Dinge in irgend einem ursächlichen Zusammenhange stehen, aber weder Neigung noch Fähigkeit, sich und andern diesen Zusammenhang klar zu machen, so sagt er: das eine Ding *bedingt* das andre.“ (Wustmann 1891: 111ff, Hervorhebung im Original)

In seinem Buch voll an erstaunlicher Aggressivität zählt Gustav Wustmann „[a]llerhand Sprachdummheiten“ (so der Titel) auf und lässt dabei nie einen Zweifel, was richtiges und was falsches Deutsch sei. Fehlerhafter oder sinnenfremdeter Gebrauch von Wörtern ist Ausdruck der „Verwilderung“ (ebd.: 3) unserer Sprache. Solche Versuche, in die Sprachpraxis einzugreifen, sind in vielen Sprachen und Zeiten dokumentiert – und dass etwa „Sinn machen“ schlechtes Deutsch und überhaupt der Einfluss des Englischen zu bedauern sei, ist auch heute immer wieder zu hören. Hier soll diese Belehrung Wustmanns als

Vergleich dienen, welche Norm die Philosophie der normalen Sprache zu behandeln hat und ob sie auf die Sprachpraxis Einfluss nehmen darf.

„Wir wollen in unserm Wissen vom Gebrauch der Sprache eine Ordnung herstellen: eine Ordnung zu einem bestimmten Zweck; eine von vielen möglichen Ordnungen; nicht *die* Ordnung.“ (PU: §132, Hervorhebung im Original)

Dieser Satz Wittgensteins macht auf zwei Unterschiede zwischen seinen und den sprachpflegerischen Zielen aufmerksam: Zum einen ist es nicht die Sprache selbst, in der die Philosophie eine Ordnung herzustellen hat, sondern im *Wissen* über sie. Zum andern distanziert sich Wittgenstein vom Anspruch einer universellen Ordnung; vielmehr soll die Ordnung dem Zweck dienen, einen bestimmten Sachverhalt besser überschauen zu können. Allerdings ist der Gebrauch unserer Wörter zu vielfältig, als dass wir ihn immer überblicken könnten. Sprachliche Undeutlichkeiten ergeben sich, weil die äussere Ähnlichkeit zweier Ausdrücke die Unterschiede zwischen ihnen verdecken. „Schmerzen haben“ ähnelt äusserlich dem Satz „Eine Nadel haben“ (vgl. Hacker 1997: 208), was dazu verleiten kann, Schmerzen als (geistige) Gegenstände anzusehen, die man, eben wie Nadeln, *haben* kann. Im Vergleich der Verwendungsweisen dieser Sätze zeigen sich aber die grundlegenden Unterschiede zwischen den beiden Ausdrücken von *x haben*. Mit der Begriffsklärung soll eine Übersichtlichkeit (vgl. PU: §122) erreicht werden, die uns hilft, die relevanten Unterschiede wieder zu erkennen. Die vielfältigen Verwendungsweisen in der Sprache aber bleiben dabei unangetastet – sie ermöglichen uns ja erst die so zahlreichen Formen der Äusserung. Aufgrund der Dynamik des sprachlichen Systems kann eine solche Übersicht aber immer nur für einen bestimmten sprachlichen Kontext gelingen, während die übrigen Sprachspiele ausser Acht bleiben müssen.

Nun erschöpft sich die Aufgabe der Philosophie nicht darin, die selbst eingehandelten Probleme wieder aufzulösen. Begriffliche Verwirrungen sind nicht nur ein Problem der Philosophie, sondern auch der übrigen Wissenschaften und überhaupt unserer *Lebensform*. Um nicht immer wieder in das Labyrinth begrifflicher Fragen zu geraten, muss darum auch geklärt werden, wie diese Verwirrung zustanden kam (vgl. Glock 2000: 347; Hacker 2004: 409f). Bildlich gesprochen: Wenn wir uns verirrt haben, müssen wir nachvollziehen können, an welcher Stelle wir einem falschen Weg gefolgt sind, um auf den richtigen zurückzukommen. Und gerade dies macht die Komplexität der Begriffsklärung aus:

„Die Philosophie löst Knoten auf in unserem Denken: daher muss ihr Resultat einfach sein, das Philosophieren aber so kompliziert wie die Knoten, welche es auflöst.“ (Z: §452, vgl. auch PB: I, §2)

Hieraus ergibt sich ein dritter Unterschied zwischen Wittgensteins Methode und einer „Sprachpolizei“ *à la* Wustmann, als die die normalsprachliche Begriffsklärung gelegentlich verschrien worden ist: Noch wichtiger als das Erkennen einer sprachwidrigen Verwendungsweise ist das Verständnis ihrer Ursachen. Das Auflösen des Knotens ist kein Eingriff in die Sprache – der Knoten befindet sich ja in unserem Denken. Deshalb lässt die Philosophie in der Sprache zwar „alles, wie es ist“ (PU: §124). Aber indem sie die Ursachen einer begrifflichen Verwirrung nachvollzieht, lassen sich die Stolperstellen in der Sprache erkennen. Und so kann die Philosophie „Tafeln aufstellen, die über die gefährlichen Punkte hinweghelfen“ (VB: 474).

Als eine Bilanz aus dem bisher Gesagten will ich versuchen, meine beiden Antworten auf die behandelten Einwände zu verbinden. Mitunter dank Mithilfe der Linguistik ist es sehr wohl möglich, die Gebrauchsmuster zu erkennen, die uns im Umgang mit zweifelhaften Begriffen helfen können. Gerade die Dynamik der Sprache ist es denn auch, die uns dazu anhält, semantische Wandelprozesse zu beobachten und zu interpretieren, um philosophisch relevante Ergebnisse erlangen zu können. Eine sprachhistorische Tiefe erlaubt es auch, verschiedene Tendenzen zu differenzieren; da die Sprache sich selbst überlassen, wo sie sich spontan entwickelt, dort aber einzugreifen, wo sie missbraucht wird, um Wissenslücken zu vertuschen. Eine Ordnung in einem bestimmten Bereich unserer Sprache herzustellen, hat durchaus eine normative Kraft, die ihr auch nicht abzuspochen ist. In der Kritik wird aber die Motivation dieser Einflussnahme als genetischer Fehlschluss verkannt. Es ist nicht die Etymologie, aufgrund der eine bestimmte Gebrauchsweise abzulehnen ist, sondern vielmehr eine Schwächung der Erklärungskraft der involvierten Begriffe. Von einem denkenden, urteilenden Gehirn zu reden, vereinfacht nichts, sondern behindert unser Verständnis der zugrundeliegenden Prozesse. Jede Metapher aber, jede Neuschöpfung, die uns die Einsicht in die komplexen Phänomene des menschlichen Geistes erleichtern kann, ist gewiss nicht zurückzuweisen. Gleichwohl ist auch hier Vorsicht geboten, da wir auch darin immer an die Möglichkeiten unserer Alltagssprache gebunden sind und in keiner denkbaren Fachsprache über diese hinauskommen (vgl. PU: §120). Umso mehr also ist es ein zentraler erster Schritt für die Auflösung philosophischer Verstrickungen, die schwierigen Begriffsverhältnisse aufzudecken und sich die alltagssprach-

liche Verwendung der Begriffe klarzumachen. Eine Begriffsklärung, die dem Wandel der Sprache Rechnung trägt, verliert nicht ihre Verbindlichkeit, sondern ihre Kurzsichtigkeit, was gegenwärtige Sprachverwirrungen betrifft.

Literatur

- Dennett, D. (2007). "Philosophy as Naïve Anthropology". In: *Neuroscience and Philosophy: Brain, Mind and Language*. Hrsg. von M. Bennett/D. Dennett/P. Hacker/J. Searle. New York: Columbia University Press, S. 73–95.
- Glock, H.-J. (2000). *Wittgenstein-Lexikon*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Hacker, P. (1997). *Wittgenstein im Kontext der analytischen Philosophie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Deutsche Übersetzung von P. Hacker (1996). *Wittgenstein's Place in Twentieth Century Analytic Philosophy*. Oxford: Blackwell.
- (2004). "Übersichtlichkeit und übersichtliche Darstellung". In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 52.3, S. 405–420.
- Wierzbicka, A. (1990). "'Prototypes save': On the Uses and Abuses of the Notion of 'Prototypes' in Linguistics and Related Fields". In: *Meanings and Prototypes: Studies in Linguistic Categorization*. Hrsg. von S. L. Tsohatzidis. London: Routledge & Kegan Paul, S. 347–367.
- Wittgenstein, L. (1984a). *Philosophische Bemerkungen*. Band 2 der Werkausgabe in 8 Bänden. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (1984b). *Philosophische Untersuchungen*. Band 1 der Werkausgabe in 8 Bänden. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
 - (1984c). *Vermischte Bemerkungen*. Band 8 der Werkausgabe in 8 Bänden. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
 - (1984d). *Zettel*. Band 8 der Werkausgabe in 8 Bänden. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wustmann, G. (1891). *Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Hässlichen*. Leipzig: Franz Wilhelm Grunow.